

Spizendistel.

Eine Erzählung.

1.

Im zweiten Stockwerk eines Hauses an der Bürgerwiese in Dresden hatte den Sommer über eine wohlhabende Familie aus Hamburg, eine Mutter mit mehreren Töchtern und einem fünfjährigen Knaben, gewohnt. Sie war eben im Begriff, eine weitere Reise anzutreten. Schon hatte man in der Wohnung alles aus den Schränken geräumt und einen Teil der Sachen bereits in Koffer gepackt, während noch vieles ungeordnet umherlag. Morgen ganz in der Frühe sollte es fortgehen.

Der Abend fing an zu dämmern, als an der Glocke der Wohnung leise geklingelt wurde. „Gewiß wieder ein Bettler!“ sagte die Frau. „Traurige Zeiten, wo die Not täglich so viele Leute zwingt, auf solche Weise ihr kümmerlich Brot zusammenzuholen!“ — „Laß mich aufmachen, Mutter!“

bat der Knabe. Seine größte Freude war es, Armen etwas geben zu können. Er öffnete die Thür.



Draußen stand ein ärmlich aber reinlich gekleidetes Mädchen von etwa zehn Jahren, es hatte eine Pappschachtel in der Hand. — „Kaufen Sie Spizzen?“ fragte das Kind mit schüchternem Ton. „Wir brauchen keine,“ rief aus der Stube die Frau, die es durch die offenstehende Thür gehört hatte. Aber das arme Kind ließ sich nicht abweisen. „Ach, nehmen Sie mir doch was ab, wenn's auch nicht für Geld ist, wenn es nur alte Kleider sind, die Sie mir für die Spizzen geben. — Ich hab' heute noch nichts verdient.“

„So geh doch! geh!“ schalt das Dienstmädchen, die dazu kam. „Wir brauchen nichts, du hast es ja gehört!“ Mit diesen Worten wollte sie die Thür zuwerfen. Aber das Kind fing an bitterlich zu weinen, und erst, als es zu wiederholten Malen gefragt worden, warum es denn gar so kläglich

thue, stotterte es die Worte heraus: „Meine Mutter ist so krank und kann nichts verdienen, und wenn ich keinen Pfennig nach Hause bringe, was soll sie da anfangen?“

Der Dame that das Kind leid, sie ließ es in die Küche treten und gab ihm zu essen. Anfangs war es scheu und zaghaft; erst als jene ihm einiges



von seiner Ware abgekauft und ihm herzlich und freundlich zugeredet, bekam es Vertrauen. So ward es auch nach und nach immer dreister und offener, und der natürliche, unbefangene Ausdruck einer kindlichen Heiterkeit kehrte in sein klares, blühendes Gesicht zurück, dem die Sorge um die Mutter und selbst Armut und Hunger bis jetzt ihre traurigen Spuren noch nicht hatten ausdrücken können.

Zuletzt löste sich denn auch die sonst so lebendige Zunge des Kindes, und nun erzählte es, wie es vor vier Tagen nach der Stadt gekommen sei aus seinem Dorfe im Erzgebirge, wo die Leute fast alle mit Weben und Spitzenklöppeln sich ernährten. Früher hätten sie damit ihr gutes Brot verdient, jetzt aber verarmten die meisten heim besten Willen zu arbeiten. Das käme aber daher, weil die Städter jetzt wenig Spitzen mehr kaufen wollten. Nun sei ihr Vater gestorben; ihre Mutter noch angegriffen von einer schweren Krankheit, wisse kaum, wo sie ihr täglich Brot für sich und ihre zwei Kinder hernehmen solle, denn sie habe auch noch ein jüngeres Brüderchen daheim. — Auch erwähnte sie, daß sie schon am Sonntage hier gewesen wäre, sie hätte aber niemand im Hause angetroffen. „Nehmen Sie mir's doch nur ja nicht übel, wenn ich so zudringlich bin,“ schloß das Mädchen, „ich würd' es nicht thun, wär's nicht um der Mutter willen!“

Nun erst vermochte Spizenchristel — denn so wurde das Kind, wie es selbst sagte, überall genannt — sich an Speise und Trank zu sättigen, und als ihr gar die Leute versprachen, noch manche alte Kleidungsstücke für sie und ihre Mutter auszufuchen (sie solle nur bis morgen um sechs Uhr in der Frühe die Sachen abholen), da war sie überglücklich. Zum Abschied reichte sie jedem von der Familie ihre derbe, runde Hand, sprang dann flink wie ein Reh die Treppe hinunter und guckte im Fortgehen noch vom Hofe lachend nach den Fenstern der Wohnung hinauf, wo der Knabe ihr lustig nachrief: „Ade, Spizenchristel! Komm aber nicht zu spät, denn wir reisen um sechs Uhr fort!“

2.

Am Morgen des nächsten Tages, es mochte halb sieben Uhr sein, kam Spizenchristel in voller Eile die Bürgerwiese dahergelaufen, aber die Wohnung der Hamburger Familie, wo sie die ihr versprochenen alten Kleider abholen wollte, fand sie verschlossen. Es ahnte ihr schon, sie würde zu spät gekommen sein.

Das Kind hatte nämlich bei den Leuten, die ihm für die Nacht eine Schlafstelle gewährt, die Pforte verriegelt gefunden und nicht gewagt, die tränkliche Wirtin zu wecken.

Noch gab Christel aber nicht alle Hoffnung auf, wenn auch die Familie abgereist war. Erst pochte sie an die Thür, — drinnen war alles still. — Sie legte das Ohr an die Thür, da klapperte etwas! — Es mochte wohl ein offenstehendes Fenster gewesen sein, — aber Christel meinte, es könnte ja



doch noch jemand anders in der Wohnung sein, der ihr die alten Kleider einhändigte. Sie klingelte erst leise, dann stärker. Sie achtete gar nicht darauf, als eine alte Frau hinter ihr die Treppe hinunterging und sie längere Zeit von weitem beobachtete.

Endlich versuchte die Kleine durchs Schlüsselloch in die verschlossene Wohnung zu sehen. Da erblickte sie ein versiegeltes Zettelchen, das im Schlüsselloch steckte. Erst nach langem Zögern wagte sie, dasselbe herauszunehmen. Sie las die Aufschrift: „An Spizenchristel.“ — Erstaunt und hocherfreut durchflogen ihre Blicke den Inhalt. In dem

Briefe ward ihr von der bereits abgereisten Hamburger Dame ein verborgener Winkel unter einer Treppe im Keller bezeichnet, wo ein Bündel mit alten